

Peter Schöttler

„Und was wäre das Eigene ohne das Fremde?“
(Hölderlin)

Das Wort „Diskurs“ gehört zweifellos zu den erfolgreichsten Neologismen der letzten Jahre, ja der letzten Jahrzehnte. International, aber eben auch in Deutschland. Ein Neologismus, eine Neuprägung, und doch eigentlich ein sehr altes Wort - denken wir nur an Machiavellis *Discorsi* über die erste Dekade des Titus Livius oder an Rousseaus *Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes*. Aber das Fremdwort „Diskurs“, das Konzept, der Begriff des Diskurses mit seinen theoretischen und wissenssoziologischen Implikationen hat sich in Deutschland erst in den achtziger Jahren durchgesetzt - nachdem er sich zuvor schon, grob gesprochen, in den siebziger Jahren in den USA und England und in den sechziger Jahren in Frankreich durchgesetzt hatte.²

Wie so oft ist aus einem neuen oder neu definierten Begriff, aus einem Codewort, das nur von wenigen und sehr gezielt verwandt wurde, nach einer Periode der Abwehr ein Allerweltsbegriff geworden, den man fast schon wie eine abgenutzte Münze in die Hand nimmt, ohne ihn näher zu betrachten. Und während in den frühen siebziger Jahren, in einer Zeit, da Foucault noch ein gefährlicher, tabuisierter Autor war, der unter der Rubrik „geschichtsfeindlicher Strukturalismus“ firmierte³, ein solcher Begriff in keinem wissenschaftlichen Buch verwendet werden konnte, ohne daß der Verlag eine erklärende Fußnote verlangte⁴, während gleichzeitig - auch und gerade in der Bundesrepublik - jeder marxistische Begriff hundertmal eher verständlich, ja willkommen war als ein solcher Fremdkörper französischer Provenienz, hat sich dies längst radikal gewandelt. Kein Oberseminar mehr ohne Diskurs. Aber auch: kein Feuilleton mehr ohne Diskurs, keine Volkshochschule, keine Talk-Runde, kein Juso-Ortsverein.⁵

Das mag eine vorübergehende Modeerscheinung sein, aber auch Moden haben ihren symptomatischen Wert und bedürfen einer entsprechenden Interpretation.⁶ Das heißt: man muß sich fragen, was diese neue Vokabel im wissenschaftlichen und politischen Alltagsgebrauch zu bedeuten hat. Wofür steht sie? Welche anderen Wörter wurden dadurch verdrängt? Und zwar im doppelten Sinne des Wortes: also zur Seite geschoben, ersetzt, aber auch: vergessen, ja „ungeschehen“ gemacht? Und welche Wünsche werden mit dem neuen Wort artikuliert - wieder im doppelten Sinne, also: welche Absichten, aber auch welche Hoffnungen, welches Begehren?

I.

Ich will hier nur ein Beispiel herausgreifen, einerseits, weil es mir an diesem Ort mit seinem Forschungsschwerpunkt „DDR-Geschichte“ besonders nahezuliegen scheint, und andererseits, weil es mich - vielleicht weil ich die meiste Zeit im Ausland lebe - immer wieder frappiert hat: Ich habe nämlich den Eindruck, daß der in den letzten Jahren überall anzutreffende Neologismus „Diskurs“ wie kaum ein anderes „gelehrtes“ Wort nach der Revolution von 1989 und der Vereinigung der beiden deutschen Staaten vor allem von *ostdeutschen* Wissenschaftlern und Intellektuellen aufgegriffen worden ist. In Vorträgen, in Diskussionen, innerhalb und außerhalb der Universitäten, tauchte und taucht immer wieder dieser Terminus auf: „Diskurs“. Mancher mag darüber die Nase rümpfen und sagen: Nun ja, die Mode schwappte eben von West nach Ost über, und Neubekehrte sind stets besonders eifrig. Einige kritische Beobachter könnten sogar den Verdacht entwickeln, hier habe - wie auf anderen Ebenen auch - nur eine Auswechslung des Vokabulars stattgefunden, eine terminologische Anpassung, ja Überanpassung. Bei der Mitropa sagt man heute nicht mehr *Kollektiv* sondern *Team*, der *Zeitungskiosk* heißt *Presseshop*, statt von *Ideologie* spricht man von *Mentalität*, und jeder *freimütige Dialog*, jeder *offene Meinungs Austausch in sachlicher Atmosphäre*, wie es früher hieß, wird zum *Diskurs* stilisiert.

Aber Historiker sollen sich nicht über die Wirklichkeit lustig machen, sondern sie zu verstehen suchen und *jenseits* der manchmal grotesken oder auch betrüblichen Phänomene nach ihrer Signifikanz fragen - früher hätte man gesagt: nach ihrer „tieferen Bedeutung“. Doch auch dieses Fremdwort *Signifikanz* bezeichnet - ähnlich wie das Wort *Diskurs* - nicht ganz das gleiche wie das alte Wort *Bedeutung*: Auf dem Hintergrund der Linguistik Saussures und der strukturalistischen Diskussion impliziert es eben nicht mehr einen Gegensatz von Tiefe und Oberfläche, von Wesen und Erscheinung, der heute als analytisches Instrumentarium problematisch geworden ist.

Mit aller Vorsicht möchte ich dazu eine Hypothese wagen: Wenn der Diskursbegriff von vielen Wissenschaftlern und Intellektuellen der ehemaligen DDR so leicht übernommen wurde, wenn er sich bei ihnen einer ganz besonderen „Beliebtheit“ erfreut, liegt dies vielleicht an den Eigenschaften des Begriffes selbst bzw. seiner im Westen vorherrschenden Verwendung: seiner positiven Konnotation, seiner Vagheit und seiner Vieldeutigkeit. „Am Diskurs“ teilnehmen, sich „in den Diskurs“ einschalten, nicht „vom Diskurs“ ausgeschlossen zu sein, das erscheint erstrebenswert, das gilt hüben wie drüben als das Signum nicht nur von Liberalität und Vernünftigkeit, sondern auch von Anerkennung und Erfolg. Und so könnte es sein, daß der Diskursbegriff gerade für jene wichtig wurde, die aufgrund ihrer bisherigen intellektuellen Arbeit auf den verschiedensten Ebenen vom Ausschluß bedroht waren. So wie man sich in einer kommunistischen Partei auf den „Marxismus“ berufen mußte, um nicht ausgeschlossen zu werden (oder um

den Ausschluß zu erschweren), so wie man sich in Westdeutschland, das ist noch nicht lange her, auf das „Grundgesetz“ berief, um als „Marxist“ - welcher Couleur auch immer - nicht vom Lehramt ausgeschlossen zu werden, wirkte auch die Terminologie des „Diskurses“ wie eine Beschwörungsformel gegen Ausschluß.

Insofern handelt es sich nicht nur - jedenfalls nicht primär - um semantischen Opportunismus (den hat es immer gegeben, und er führt immer zu einem gewissen Erfolg), sondern es geht um das reflexhafte, weitgehend unbewußte Inanspruchnehmen eines westlichen Begriffs, der wie kaum ein anderer intellektuelle Pluralität und Toleranz zu verheißen scheint. Denn niemand darf ja vom „herrschaftsfreien Diskurs“, wie ihn einst Jürgen Habermas programmatisch definierte⁷, wegen seiner bloßen Herkunft ausgeschlossen werden, sobald er oder sie die allgemeinen „Spielregeln“ der Rationalität einhält. Und diese Spielregeln dürfen nicht von einer Seite willkürlich festgelegt oder verändert werden. Wer also in einer Situation, wo plötzlich die Wissenschaftler eines Landes oder eines Gebiets die Wissenschaftler eines anderen Landes oder Gebiets „evaluieren“ (und nicht etwa die Wissenschaftler des *Gesamtgebiets*, bzw. nicht die besten Wissenschaftler des Gesamtgebiets alle Wissenschaftler des Gesamtgebiets), wer in einer solchen Situation immer wieder vom *Diskurs* spricht, beschwört gleichsam dessen Regeln, klagt im Grunde eine „Ethik“ und „Gerechtigkeit“ des Diskurses ein.

Die Beliebtheit des Diskursbegriffes unter ostdeutschen Wissenschaftlern ist daher vielleicht nicht nur oder nicht primär ein Moment sprachlicher Anpassung, sondern vor allem - und in einem Ausmaß, das sich empirisch genauer untersuchen ließe - ein reflexhaftes Beimwortnehmen jener, die den Begriff *Diskurs* zwar in ihrem Gepäck mitbrachten und im Munde führten, aber zugleich auch über die Macht verfügten, die materiellen Voraussetzungen *jedes* Diskurses - zumindest jedes akademischen Diskurses - neu zu reglementieren. Also: ihn aufrechtzuerhalten und zu fördern oder eben auch ihn zu zerstören.⁸

Genau hier liegt die semantische Ironie, auf die ich hinauswill. Denn wir stoßen damit auf eine scheinbare Paradoxie, über die sich nachzudenken lohnt und die uns weiterhilft, wenn wir jenseits der Beliebigkeit eines offenbar modischen Begriffs nach dessen intellektueller Produktivität fragen. Sobald man nämlich jenen „westdeutschen“ Diskursbegriff beim Wort nimmt, also gleichsam den Spieß umdreht, wird dieser Begriff, den ich bisher dem *common sense* entsprechend benutzt habe - Diskurs als Kommunikationsgemeinschaft -, mit seinem Zwilling konfrontiert, einem ganz anderen Diskursbegriff, der gerade diese Schattenseite beleuchtet: Statt herrschaftsfreier und toleranter Kommunikation nimmt er die unsichtbaren und gewaltlosen Zwänge in den Blick, die eine Gesellschaft oder Teilbereiche durchziehen und bewirken, daß in der Regel nur das gesagt wird, was historisch-kulturell gesagt werden „kann“. (Dies mag tautologisch klingen, aber wir werden noch sehen, wie dies zu verstehen ist und wo die Grenzen der Tautologie liegen.)

Zunächst sollte dieser kleine zeitgeschichtliche Exkurs, der sozusagen dem *genius loci* huldigt, lediglich anschaulich machen, wie die Ubiquität und Ambiguität des Diskursbegriffes als Symptom gelesen werden kann für die Verknüpfungen zwischen Sprache und Macht, Sprache und Norm, aber auch Sprache und Resistenz. Die Vieldeutigkeit, die Verschwommenheit des Diskursbegriffes sind eben nur scheinbar paradox, und so wünschenswert eine rigorose Definition in einem wissenschaftlichen Text auch sein mag, so unvermeidlich ist diese Mehrdeutigkeit im sprachlichen Alltag.

Würden wir z.B. eine Umfrage in diesem Raum machen, so kann man sicher sein, daß auch in unserem Kreis äußerst verschiedene Definitionen von „Diskurs“ zusammenkommen würden, zwischen denen eine Verständigung vielleicht gar nicht so leicht ist. Das würde gewiß ein spannender Workshop und vermutlich eine Odyssee zwischen der Skylla des philosophischen Oberseminars und der Charybdis der Selbsterfahrungsgruppe. Da ich jedoch eingeladen wurde, auf dem Hintergrund früherer Veröffentlichungen⁹ etwas zur Begriffserklärung und zur Diskussion über Möglichkeiten der historischen Diskursanalyse (unter anderem im Rahmen der DDR-Forschung) beizutragen, will ich mich nicht drücken und selbst in aller Kürze eine Segeltour absolvieren, die hoffentlich auch dann noch lehrreich ist, wenn das Schiff nicht ans Ziel gelangt. Drei Punkte will ich herausgreifen:

1. Was ist unter „Diskurs“ zu verstehen?
2. Was verbirgt sich hinter dem Etikett „Linguistic Turn?“ und
3. Was ist an all dem so erschreckend?

Auf dieser Basis läßt sich dann hoffentlich etwas gelassener über Möglichkeiten und Grenzen der Diskursanalyse diskutieren.

II.

Erstens also: Was ist ein *Diskurs*? Was wird damit bezeichnet? Hier liegt bereits eine erste und entscheidende Schwierigkeit in dieser ganzen Debatte, die ich in meinen bisherigen Ausführungen einfach überspielt habe. Die Nichteindeutigkeit des Diskursbegriffes ist ja nicht bloß eine Folge der Tatsache, daß - linguistisch und sprachphilosophisch gesprochen - jedes Wort mehrdeutig ist, jedes Wort erst durch seine Aussprache und Platzierung in einem Satz und Kontext definiert wird, so daß sich ständig minimale Abweichungen von der Norm ergeben. Damit leben wir alle. Doch es gibt immer wieder Kontexte, wo solche Abweichungen, solche Umdeutungen von Wörtern besonders brisant und interessant werden. Denken wir nur an die Literatur und ihre Subversion der Sprache, aber auch an den „Kampf um die Wörter“ in Politik und Gesellschaft - ein Beispiel habe ich vorhin skizziert. Beim Diskursbegriff kommt hinzu, daß wir es auch theoretisch mit mindestens zwei konkurrierenden Konzepten zu tun haben, die sich im Sprachgebrauch - und ganz besonders in Deutschland - vermischt haben: die Nichteindeu-

tigkeit des Wortes *Diskurs* ist dadurch sozusagen noch einmal *verdoppelt* worden.

Auf der einen Seite steht ein Diskursbegriff, der in den siebziger Jahren von Jürgen Habermas geprägt wurde und seither vor allem im deutschen Sprachraum Verbreitung fand. Habermas bezeichnet als Diskurs das rationale, herrschaftsfreie Gespräch zwischen aufgeklärten und gleichberechtigten Subjekten, bei dem allein die besseren Argumente entscheiden und einen Konsens herbeiführen. Damit ist keine Beschreibung empirischer Diskurse gemeint, sondern Habermas formuliert lediglich eine regulative Idee, einen utopischen Horizont, an dem sich konkrete, empirische Diskurse orientieren sollen. Habermas geht es um eine Ethik des Diskurses, die zugleich auch eine Ethik der Konsensbildung ist.¹⁰

Diesem ausdrücklich philosophischen Konzept steht ein zweiter Diskursbegriff gegenüber, der - natürlich mit einer gewissen Vorgeschichte - vor allem von Michel Foucault in den sechziger Jahren geprägt wurde: Als Diskurse werden bei Foucault nicht bloß Texte bezeichnet, die man hermeneutisch ergründen kann, sondern institutionalisierte bzw. institutionalisierbare Redeweisen, deren Regeln und Funktionsmechanismen gleichsam „positiv“ zu ermitteln sind. In einem Interview sagte Foucault z.B.: „Ich möchte nicht unterhalb des Diskurses nach dem Denken der Menschen suchen, sondern ich versuche, den Diskurs in seiner manifesten Existenz zu nehmen, als eine Praxis, die bestimmten Regeln gehorcht. Es geht um Regeln der Formierung, der Existenz und der Koexistenz, um Systeme der Funktionsweise usw. Und genau diese Praxis in ihrer Konsistenz und beinahe in ihrer Materialität beschreibe ich.“¹¹

Tatsächlich hat Foucault dann in sehr verschiedenen Wissensbereichen dieses Konzept operationalisiert und z.B. für die Geschichte der Medizin und der Psychiatrie, aber auch des Gefängniswesens oder der Kriegswissenschaft nach den Möglichkeitsbedingungen und der subtilen Wirksamkeit von diskursiven und nichtdiskursiven Praktiken, nach ihren Macht- und Widerstandseffekten gefragt.¹²

Zwischen dem Habermas'schen Diskursbegriff und dem von Foucault bestehen erhebliche Differenzen: Der eine ist ein philosophischer Begriff, der andere ein sozialwissenschaftlicher; der eine zielt auf ein Ideal, dem man zwar konkret nahekommen kann, das aber keine empirischen Forschungen eröffnet; der andere dagegen zielt auf konkrete, empirische Untersuchungen und verändert sich auch mit ihnen; der eine hofft auf Einmütigkeit und ethische Regulierung, der andere ist im Gegenteil skeptisch gegenüber der Evidenz von Konsensbildungen und betont statt dessen die subtilen Formen der Vermachtung und Durchherrschaft, wobei auch das Gegenstück, nämlich die diskursiven Widersetzlichkeiten und alle Formen von Resistenz und Eigensinn zur Geltung kommen.¹³

Natürlich stellt sich die Frage, ob und inwiefern diese beiden offensichtlich divergierenden Begriffe theoretisch kompatibel sind. Darüber ist schon viel diskutiert worden. Mit Foucault - und zwar mit dem Philosophen Foucault - kann

man z.B. die Geltungsansprüche der Habermas'schen Position kritisieren und relativieren; aber auch umgekehrt läßt sich wohl zeigen, daß eine relativistische Position, wie die von Foucault, ihren Erklärungsanspruch nicht allein diskursimmanent begründen kann, d.h. ohne einen wie auch immer definierten Wahrheitsbegriff. Doch das ist eine Debatte für Philosophen, die uns als Historiker nur indirekt tangiert. Wichtiger ist für uns die Frage, welche Effekte die ständig zu beobachtende Vermengung der beiden Diskursbegriffe hat, wobei im deutschen Sprachraum in der Regel der Habermas'sche Begriff unausgesprochen dominiert.

So ist zwar allenthalben von *Diskursen* die Rede, über die gesprochen oder die untersucht werden sollen, aber über all dem schwebt ein philosophischer Diskursbegriff im Singular. Wenn z.B. vom „öffentlichen Diskurs“ die Rede ist, ist meist keine konkrete diskursive Formation gemeint (die sprachlich analysierbar wäre), sondern einfach nur die „Öffentlichkeit“ als eine Art Hin und Her von Meinungen. Deshalb verwenden die Diskursanalytiker in ihren Arbeiten auch lieber den Begriff des „Interdiskurses“, um das synchrone System der Kollektivsymbole zu bezeichnen, auf den alle besonderen Diskurse wie auf ein gemeinsames Reservoir zurückgreifen.¹⁴ Auch Begriffe wie „nationaler Diskurs“ oder „Geschichtsdiskurs“ bleiben amorph, weil nie ganz klar ist, ob eine konkrete, sprachlich und institutionell eingegrenzte Formation (nach Foucault) oder eine Kommunikationsgemeinschaft (nach Habermas) gemeint ist. Diese merkwürdige Gleichzeitigkeit der Begriffe läßt sich zur Zeit besonders anschaulich an einer Zeitschrift studieren, die nach der „Wende“ in der DDR gegründet wurde und noch immer eines der wichtigsten Organe der ostdeutschen Theoriediskussion darstellt: „Berliner Debatte - INITIAL. Zeitschrift für sozialwissenschaftlichen Diskurs“. Während der Untertitel programmatisch auf Habermas verweist, wird in einzelnen Aufsätzen durchaus von „Herrschaftsdiskursen“ oder gar von „herrschenden Diskursen“ gehandelt - offenbar einer Art Mittelding zwischen marxistischem Ideologiebegriff und Foucault'schem Diskursbegriff, jedenfalls kein chancengleicher, rationaler Dialog.¹⁵ Daneben ist allerdings weiter von „Diskursgemeinschaften“ oder von einem „wissenschaftlichen Diskurs“ als solchem die Rede.¹⁶ Will man derartigen Inkonsistenzen auf die Spur kommen, reicht es leider nicht aus, auf die Literaturangaben zu schauen, denn nicht überall wo Foucault draufsteht, ist auch Foucault drin.¹⁷ Ich schlage deshalb folgende Faustregel vor: Immer, wenn das Wort Diskurs in Verbindung mit den Präpositionen „über“, „um“, „an“ oder „zu“ auftritt (oder auftreten *könnte*), hat der Autor oder die Autorin nicht Foucault im Hinterkopf, sondern Habermas - und oft noch nicht einmal den. Genau darin liegt aber das Dilemma, denn diese Verquickung der Begriffe hat fatale Folgen.

Dadurch entsteht nämlich eine merkwürdig verdrehte Perspektive. Man kann sie mit der Situation eines Brillenträgers vergleichen, der nicht bloß unterschiedlich starke Augen hat, sondern dessen Augen verschiedenen Achsen folgen, so daß er ohne eine entsprechende Sehhilfe entweder immer nur mit einem Auge

schaut - oder Kopfschmerzen bekommt. In der Praxis treffen wir daher kaum (so weit ich das verfolgen konnte) auf eine Aneinanderreihung der beiden divergierenden Begriffe bzw. Perspektiven: also z.B. erst das Postulat diskursiver Rationalität und anschließend die kritische Demontage von pseudo-egalitären Kommunikationsformen (oder umgekehrt). Sondern der eine Begriff überlagert, ja zerstört den anderen, indem er sein kritisches Potential neutralisiert. So führt die Vermengung der Begriffe zu ihrer Entspezifizierung - zu ihrer Banalisierung, ja Verballhornung. Am Ende fungiert das gelehrte Wort nur noch als Imponiervokabel, als Metapher, als leere Hülse. Ein tendenziell subversiver Begriff erstarrt zum Klischee.¹⁸

III.

Wenden wir uns nun einem anderen Wort zu, das heute ebenfalls nur noch als Hülse benutzt wird, und zwar meist in abschreckender Absicht: dem *linguistic turn*. Worum geht es bei diesem Gespenst, das seit einigen Jahren in Europa umgeht?

Auch dieses Wort stammt aus der Philosophie. Soviel ich weiß, wurde es in den sechziger Jahren von Richard Rorty geprägt.¹⁹ In den achtziger Jahren wurde es dann - zunächst in Amerika, später in England - halb positiv, halb ironisch - zur Umschreibung der neuen kulturgeschichtlichen Orientierungen in der Geschichtswissenschaft verwendet.²⁰ Wieder scheint es mir hilfreich und nötig, einige grundlegende Unterscheidungen zu treffen (was freilich Querverbindungen nicht ausschließt; dazu später). Die erste ist *systematischer* Art: Ich behaupte, daß die Diskursanalyse als Untersuchungsmethode und Innovation im Bereich der historischen Sozialwissenschaften (und zwar im weitesten Sinne, also einschließlich der Literaturwissenschaft) zu unterscheiden ist und folglich auch heuristisch unterschieden werden muß von jeder *Weltanschauung*. Dies gilt zumal für die Philosophie der „Postmoderne“.

Wer sich für Diskursanalysen interessiert, wer mit diesen Ansätzen und Methoden experimentiert²¹, wer über die traditionelle Geistesgeschichte hinaus nach der Materialität der Sprache fragt²², unterschreibt damit noch keinen Blankoscheck auf alle postmodernen Autoren. Selbst die Philosophie Foucaults, denn Foucault war ja nicht allein Wissenshistoriker, ist nicht eo ipso und in jeder Hinsicht mit der Diskursanalyse verbunden. Ganz zu schweigen von Theoretikern wie Lyotard, Baudrillard und anderen, die ja auch teilweise gegen Foucault angetreten sind: *Oublier Foucault* heißt eines der Bücher von Baudrillard.²³

Es geht daher nicht an, alles, was mit historischer Sprachanalyse zu tun hat, vorschnell in die Schublade der „Postmoderne“ zu stecken. Damit stigmatisiert man kostbare wissenschaftliche Ressourcen und verhindert die Rezeption innovativer kultur- und sozialgeschichtlicher Arbeiten. Allerdings möchte ich hinzufügen, daß auch die „postmodernen“ Autoren nicht pauschal exkommuniziert wer-

den sollten, sondern durchaus zu lesen sind. Bei einigen von ihnen ist vielleicht auch für Historiker etwas zu holen.²⁴

Nun komme ich zu einer zweiten, weniger systematischen als *wissenschaftsgeschichtlichen* Unterscheidung. Sie ist vermutlich schwerer nachzuvollziehen, weil ich mich der Kürze wegen mit einigen sehr schematischen Verknüpfungen begnüge: Ich behaupte, daß man nicht nur zwischen Diskursanalyse und Weltanschauung, sondern auch zwischen Diskursanalyse und Narrativitätsdebatte unterscheiden muß, also jener Tendenz, die Lawrence Stone Ende der siebziger Jahre als *The Revival of the Narrative* bezeichnet hat.²⁵

Sehr grob gesprochen lassen sich in der neueren Historiographiegeschichte in bezug auf sprachliche Phänomene *zwei Stränge* unterscheiden (wobei es mir zunächst um die Unterschiede geht, was Querverbindungen und „Komplikationen“, wie die Mediziner sagen, nicht ausschließt). Nennen wir sie ganz neutral: Strang A und Strang B.

Strang A reicht - mit Vorläufern im 19. Jahrhundert - von der Mentalitätengeschichte der zwanziger Jahre, also den frühen *Annales* (mit ihrer Kritik an Geschichtsphilosophie und Geistesgeschichte), über die mit dem Etikett „Strukturalismus“ nur sehr vage bezeichnete Diskussion der sechziger Jahre (mit ihrer Kritik am phänomenologischen Subjektivismus und mit ihrer Betonung des Primats des Signifikanten über das Signifikat) bis zur neueren Diskussion über Kulturgeschichte als Geschichte von Repräsentationen und Praktiken. Kurzum, von Lucien Febvre und Marc Bloch über Roland Barthes²⁶ und Régine Robin bis hin zu Roger Chartier.²⁷

Strang B würde dagegen bei der traditionellen, nicht-soziologischen, nicht-systematischen Kulturgeschichte der Jahrhundertwende beginnen (sagen wir: eher bei Georg Steinhausen und Walter Goetz als bei Karl Lamprecht) und über die phänomenologisch orientierte Kultursoziologie und Kulturanthropologie bis zur neueren Ideen- und Geistesgeschichte reichen. Und genau in diesem zweiten Strang würde ich die immer wieder thematisierte Opposition von Narrativik vs. Sozialwissenschaften situieren. Im Bereich der neueren Geschichtstheorie könnte man dafür die Namen Hayden White, Paul Veyne oder Marcel Gauchet anführen.²⁸

Wie gesagt, zwischen beiden Strängen gibt es durchaus Verknüpfungen.²⁹ Manche Autoren haben ihre Positionen auch geändert und sich mal mehr auf das eine, mal mehr auf das andere Register gestützt. Ein bekanntes Beispiel ist Francois Furet, der als Marxist begann, dann im Umkreis von Braudel und Labrousse quantifizierend arbeitete und heute ein erklärter Gegner sozialwissenschaftlicher Paradigmen ist. Doch auch seine neueren Bücher sind natürlich keine „reinen“ Narrationen, sondern erinnern eher an eine traditionelle - gut gemachte - Ideen- und Politikgeschichte.³⁰

Man verstehe mich daher nicht falsch: Die beiden Stränge, die ich zu unterscheiden vorschlage, bezeichnen keine einheitlichen „Schulen“, die jeweils aus-

oder umgebaut worden wären, sagen wir: eine „objektivistische“ und eine „subjektivistische“ Schule. Eher sind es Denkpole, die Argumentationsfiguren und Darstellungsformen induzieren, ohne Kombinationen oder Koalitionen auszuschließen. Deshalb kann das Etikett „postmodern“ in diesem Kontext auch ganz Verschiedenes bezeichnen: Ich denke z.B. an die Arbeiten von Carlo Ginzburg, die je nach Blickwinkel mal als narrative, postmoderne Geschichtsschreibung, mal als Kritik postmoderner Beliebigkeit und Versuche experimenteller Wissenschaft gelesen werden.³¹

IV.

Diese Uneindeutigkeit - damit komme ich zu meinem dritten Punkt - löst natürlich Angst aus. Da Wissenschaft weder ein rein technischer, noch ein rein geistiger Prozeß im luftleeren Raum ist, spielen neben den institutionellen und intellektuellen Voraussetzungen auch die affektiven Bedingungen der Erkenntnisgewinnung eine wichtige Rolle. Alle Wissenschaftler haben Wünsche und Hoffnungen - nennen wir sie ruhig: Begehren. Und sie entwickelten Ängste und Widerstände, wenn sich ihr Begehren nicht erfüllt. Diese Ängste beziehen sich nicht allein auf intellektuelle oder sonstige Konkurrenten, sondern auch auf die eine oder andere Erkenntnis als solche. Der Psychoanalytiker und Ethnologe Georges Devereux hat diesen Vorgängen ein bahnbrechendes Buch gewidmet: *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*.³² Er zeigt darin, wie mühsam es ist, innere Widerstände gegen neue Wahrnehmungen oder Gedanken zu überwinden. Das setzt sehr viel uneitle Selbstbeobachtung voraus und ein Ausmaß an Selbstkritik und innerer Fairneß, die nicht bloß selten sind, sondern im Wissenschaftsbetrieb nicht gerade belohnt werden. Belohnt wird vielmehr die opportunistische Anpassung, die Beamten- und Untertanenmentalität. So verlangt die „Normalwissenschaft“ (Thomas Kuhn) immer wieder Verbeugungen vor dem herrschenden Paradigma, während Innovationen und Alternativen zunächst wie Ketzereien oder „staatsgefährdende Umtriebe“ niedergehalten werden. Bis zu dem Tag, wo genau das nicht mehr möglich ist. Wenn die gefährliche Position nicht mehr totgeschwiegen werden kann und auch ihre Verteufelung nicht mehr hilft, muß man sie eben „umarmen“, vereinnahmen und banalisieren. Nach dem Motto: „Das haben wir immer schon gesagt!“ Gleichzeitig werden die Spuren der Auseinandersetzung verwischt. Am Ende weiß keiner mehr so genau, wer was wann gesagt hat - und ein Querkopf ist, wer danach fragt. Kritische Wissenschaftssoziologen haben solche Prozesse schon häufig beschrieben, wenn auch eher im Bereich der Naturwissenschaften: Innovation findet anfangs immer nur um den Preis des Außenseitertums statt. Dann folgt die Integration der Nonkonformisten, und schließlich beginnt der ganze Prozeß von neuem.³³

Ähnliche Phänomene kann man auch in der Historiographie-Geschichte beobachten, und zwar nicht nur in bezug auf die großen Paradigmenwechsel, sondern

z.B. auch beim internationalen Transfer von Innovationen - ich denke an die jahrzehntelangen Blockaden, die es bei der Rezeption der *Annales* in Deutschland gab³⁴ - oder bei methodischen Neuorientierungen. Und eben dazu würde ich das Konzept der Diskursanalyse zählen.

Warum also diese Angst? Denn *daß* es unter deutschen Historikern in den letzten Jahren eine weitverbreitete Angst vor einem „Herüberschwappen“ des „linguistic turn“ mit allem, was damit ebenso panisch wie frei assoziiert wurde, gegeben hat und teilweise noch immer gibt, ist unbezweifelbar. *Warum* also diese Warnsignale, warum diese Stoppschilder („Vorsicht, Verlust der Geschichte!“, „Vorsicht, Fiktion!“, „Vorsicht, Irrationalismus!“ usw.), warum diese abschreckenden Vogelscheuchen, die überall aufgestellt und an denen allenfalls die Namen einiger Philosophen und Theoretiker geheftet werden, an denen im Grunde aber keinerlei konkrete historiographische Position wiedererkannt werden kann?³⁵

Drei Gründe scheinen mir besonders naheliegend (wobei es, wie gesagt, um die Gründe der Angst, nicht um konkrete inhaltliche Argumente gegen einzelne Aspekte der Diskursanalyse geht, denn eine solch konkrete Kritik hat es m.W. hierzulande bisher nicht gegeben):

Erstens gibt es immer eine diffuse Angst vor *Veränderung*. Ich habe das unter dem Stichwort „Normalwissenschaft“ bereits kurz skizziert. Da wird mal verteuelt, mal auch von „Mode“ gesprochen. Im Grunde jedoch werden alte Besitzstände verteidigt, alte Themen und alte Kompetenzen. Wer immer nur Getreidesäcke oder Schiffsbewegungen gezählt hat, möchte nicht kurz vor der Emeritierung noch mit Semiologie oder irgendeiner anderen neuen Methode konfrontiert werden. Und erst recht wird der ergraute Geisteshistoriker die Zumutung zurückweisen, nun „das Gleiche“ mit „französischen“ oder „amerikanischen“ Methoden zu betreiben - zumal damit eine Annäherung an die Sozialgeschichte verbunden wäre. Hier geht es schlichtweg um die mangelnde intellektuelle Flexibilität von Berufswissenschaftlern.

Ein zweiter Grund hat ebenfalls mit einer Angst vor Kompetenzverlust zu tun, aber in einem etwas anderen Sinne: da geht es um *Hegemonie*. Hegemonie innerhalb der eigenen Zunft, aber auch Hegemonie gegenüber ausländischen Theorie- und Methodenangeboten. Dieses Moment spielte bereits bei der Abwehr der *Annales* eine erhebliche Rolle und wirkt sich auch in der Auseinandersetzung um den „linguistic turn“ negativ aus. Natürlich wird dies niemand zugeben, das *kann* man sozusagen gar nicht zugeben, denn hier geht es um ein Essential unseres aufgeklärten, nach-völkischen Wissenschaftsverständnisses, daß Wissenschaft keine Grenzen und keine Hautfarben kennt, daß es eigentlich also keine „nationale“ Wissenschaft mehr geben sollte. Doch in der Praxis gibt es solche national-verfaßten Wissenschaften mit ihren Binnenprioritäten und Hegemoniekämpfen eben doch.³⁶ Auch kann man in einschlägigen Texten z.B. lesen, daß deutsche Histori-

ker über die *Nichtrezeption* der amerikanischen Debatten rund um den „linguistic turn“ geradezu Genugtuung empfinden.³⁷ Mancher Forschungs- und Literaturbericht ist denn auch von vornherein so angelegt, nicht etwa zur weiteren Lektüre anzuregen, indem man Hinweise gibt, provisorische Schneisen schlägt, den möglichen Nutzen herausstellt und die Faszination anklingen läßt, sondern abzuwimmeln oder abzuschrecken. Nach dem Motto: Das wird zwar in Amerika heiß diskutiert und leider gibt es auch hierzulande Außenseiter, die das aufgreifen (in der Regel werden sie aber nicht zitiert), doch eigentlich brauchen wir das „hier“ gar nicht. Besonders froh ist man natürlich, wenn sich auch der eine oder andere unter den amerikanischen Kollegen, die es ja schließlich wissen müssen, bereit findet, sich an dieser, wie mir scheint, nicht eigentlich nationalistischen, sondern provinziellen Praxis der Abschottung zu beteiligen.³⁸

Der wohl wichtigste Angstmacher dürfte jedoch ein inhaltlicher sein. Da geht es nicht bloß um Kompetenz oder Hegemonie, sondern um das Selbstverständnis der Historiker - und zwar speziell auch der deutschen -, um ihren wissenschaftlichen *Narzißmus*, also ums „Eingemachte“. Ich behaupte nämlich, daß die Angst der Historiker vor der Diskursanalyse und dem „linguistic turn“ letzten Endes mit ihrer Angst *vor der Literatur* zusammenhängt.

Wie ist das zu verstehen? In dieser ganzen Debatte geht es um Sprache, um verschiedene Sprachen, um Sprachformationen. Um ihre besondere historische Wirksamkeit und ihre möglichst genaue Analyse. Dafür bietet sich ein breites Spektrum von Verfahren und Lektüren an, einfache und hochkomplizierte. Aber Sprache ist kein Gegenstand wie jeder andere. Sie kann Objekt und Subjekt zugleich sein. Sie beherrscht den Historiker, sofern er nur ein wenig selbstkritisch ist, mehr als daß er sie beherrscht. Sprache ist etwas Uneindeutiges, Überbordendes, Irreduzibles.

Obwohl Geschichtsschreibung traditionell etwas mit Sprache und Darstellung, ja mit Literatur zu tun hatte - und manche Konservativen sehnen sich heute nach einer literarischen Geschichtsschreibung zurück³⁹ -, war bekanntlich die Professionalisierung und Verwissenschaftlichung der Historie an die Voraussetzung geknüpft, daß sie sich sowohl von der Geschichtsphilosophie als auch vom historischen Roman distanzierte und eine eigene, geregelte Praxis der kritischen Quellenforschung und sachlichen, überprüfbaren Darstellung entwickelte. Dahinter gibt es kein Zurück. Und es ist auch verständlich und legitim, daß sich die Historiker immer wieder gegen die sogenannte „historische Belletristik“ abgegrenzt haben. Die erste Aufgabe der Wissenschaft ist es nicht, dem Publikum zu gefallen.⁴⁰

Solche Abgrenzungen verweisen freilich auch auf reale Herausforderungen und Versuchungen, auf offene Fragen und unerfüllte Wünsche. Das Problem der Sprache als Untersuchungsobjekt berührt sich hier mit dem Problem der Sprache des Historikers und dem Anspruch des Lesers an den Historiker. Oder anders ge-

sagt: die Diskursdebatte mit der Narrativitätsdebatte. Es ist also kaum möglich, sich der einen ganz zu verweigern und der anderen zu stellen.⁴¹

Die Angst, um die es hier geht, ist eine diffuse Angst, die mal stärker, mal schwächer ist und kaum säuberlich zwischen beiden Ebenen unterscheidet: sie betrifft Objekt und Subjekt zugleich. Es ist die Angst vor dem Uneindeutigen. Und Sprache ist nicht nur der vieldeutige Gegenstand par excellence, sie ist auch ein Gegenstand, der alle menschlichen Aktivitäten und Lebensstationen kontaminiert. Die Uneindeutigkeit der Sprache berührt z.B. die Uneindeutigkeit des Körpers und das Rätsel des Todes.⁴²

Wenn man es recht bedenkt, ist es daher kein Zufall, daß feministische Historikerinnen, die den Unterschied der Geschlechter und damit die Uneindeutigkeit des menschlichen Körpers zum Ausgangspunkt ihrer Forschungen machen, der historischen Sprachanalyse von vornherein sehr viel aufgeschlossener gegenüberstanden als ihre männlichen Kollegen, die nicht nur das Establishment repräsentieren, sondern es auch gewohnt sind, das Eine und Eindeutige im Blick zu haben.⁴³

Auf der Subjektseite schließlich konfrontiert die nähere Beschäftigung mit Sprache, das genaue Lesen von Nuancen und Zwischentönen, die Historiker mit ihrer Rolle als Autor. Mancher schreibt bekanntlich schnell und leicht, andere schreiben langsam; der eine quält sich, weil er gut und „schön“ schreiben will, der andere denkt gar nicht erst darüber nach. Doch das Schreckgespenst des „linguistic turn“ bedroht sie offenbar alle, denn es scheint nicht bloß ein Primat der Sprache zu verkünden, sondern auch - wer weiß? - ein Primat des „Schönschreibens“. Das Ganze erinnert ein wenig an die einst geschürten Ängste vor dem Marxismus, der ein Primat der Ökonomie, und vor der Psychoanalyse, die ein Primat der Sexualität zu verkünden schienen. Heute wissen wir, daß alles halb so schlimm war. Doch es hat lange gedauert, und oft haben erst die Mißverständnisse, Blockaden und Phobien das Unglück angerichtet.

V.

Der einzige Zweck meiner Ausführungen war es, einige Fragen und Probleme, die in bezug auf die Diskursanalyse und den „linguistic turn“ im Raum schweben, aufzugreifen und zu erhellen. Statt das „Kind mit dem Bade auszuschütten“, plädiere ich für eine Rezeption und Diskussion jener sprachanalytischen Arbeiten, die für Sozialhistoriker „lehrreich“ und „nützlich“ sind. Das ist sowohl pragmatisch gemeint als auch kritisch. Es geht um konkrete Diskursanalysen und eine diskursanalytische Kulturgeschichte, aber auch um ein Infragestellen allzu vertrauter Evidenzen - denken wir nur an Begriffe wie „Interesse“ und „Erfahrung“, die genauer betrachtet vielleicht doch nicht zur Erklärung von historischem Verhalten ausreichen.⁴⁴ Wer sich auf diskursanalytische Reflexionen einläßt, wird sich in jedem Fall noch weiter vom naiven Realismus traditioneller Geschichts-

schreibung entfernen; er wird nicht unbedingt die sogenannte postmoderne Beliebigkeit, wohl aber die gesellschaftliche und diskursive Konstruktion von Wirklichkeit zur Grundlage seiner Forschung und Darstellung machen. Positiv „gewendet“ und unter der Voraussetzung, daß nicht bloß ein paar Etiketten getauscht werden (statt von „Ideologie“ oder „Mentalität“ spricht man eben von „Diskurs“, als ob es da nicht wichtige Unterschiede gäbe⁴⁵, könnte die „linguistische Wende“ daher den Horizont der Geschichtsschreibung tatsächlich erweitern.

ANMERKUNGEN

1 Der folgende Beitrag geht auf einen Vortrag zurück, der am 20. Februar 1996 am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam gehalten wurde.

2 Vgl. Peter Schöttler, Sozialgeschichtliches Paradigma und historische Diskursanalyse, in: Jürgen Fohrmann, Harro Müller (Hg.), Diskurstheorien und Literaturwissenschaft, Frankfurt/Main, 1988, S. 159-199. (In der anglo-amerikanischen Diskussion zirkuliert dieser Aufsatz in einer engl. Übers. u.d.T.: *Historias and Discourse Analysis*, in: *History Workshop Journal*, Nr. 27, 1989, S. 37-65).

3 Vgl. z.B. Alfred Schmidt, Der strukturalistische Angriff auf die Geschichte, in: ders. (Hg.), Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie, Frankfurt/Main 1969, S. 194 ff.; Jean Améry, Wider den Strukturalismus. Das Beispiel Michel Foucault, in: *Merkur*, 27, 1973, Nr. 300, S. 468-482. Seither hat sich die Foucault-Kritik verschoben und auf dessen Dezentrierung des Subjekts konzentriert. Vgl. exemplarisch: Manfred Frank, Was ist Neostukturalismus?, Frankfurt/Main 1984, sowie die ironische Demontage der Anti-Foucault-Klischees in: Jürgen Link, Ereignis, Zykluslogie, Kairologie. Überlegungen nach Foucault, in: *Spuren*, Nr. 34/35, 1990, S. 78-85.

4 Vgl. Rodolphe Gasché, Die hybride Wissenschaft. Zur Mutation des Wissenschaftsbegriffs bei Emile Durkheim und im Strukturalismus von Claude Lévi-Strauss, Stuttgart 1973, S. 8f.

5 Sogar die Stuttgarter „Akademie für Technikfolgenabschätzung“ sah sich kürzlich veranlaßt, ihre Tätigkeit „diskurs-theoretisch“ zu präsentieren; sie stellte einen Direktor nebst zwei wissenschaftlichen Mitarbeitern für das Gebiet „Diskurs und Organisation“ mit der Aufgabe ein, „Diskurse durchzuführen“ (Stellenanzeige in der „Zeit“ v. 26.6.1992).

6 Zumal, wenn sie länger als einen Sommer dauern. Denn bereits 1984 verkündete ausgerechnet die „Taz“ den Tod des Modeworts: „Der Diskurs ist tot. Seit den Foucault-Übersetzungen aus dem Hause Suhrkamp gab es eine Hausse in Sachen Diskurs. Zuerst wurden die Doktorarbeiten mit dem Wort verstopft, dann Magister- und in den letzten Jahren schon die Seminararbeiten. Der Diskurs schwappte in Kneipengespräche über. Es gab kein Entrinnen. Jetzt ist er tot. Suhrkamp hat seine Beerdigung in einer Großanzeige verkündet. Roland Barthes' 'Fragment d'un discours amoureux' liegt jetzt auf deutsch vor. Der Titel: 'Fragmente einer Sprache der Liebe'. Na also“ (Arno Widmann, Nachruf, in: Tageszeitung v. 4.3.1984). In der Tat: Der Suhrkamp-Verlag setzte nicht auf den 'französischen', sondern auf den 'deutschen' Diskursbegriff à la Habermas, und der paßte kaum zum Titel des Buches von Barthes.

7 Vgl. u.a. Jürgen Habermas, Niklas Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemtheorie?, Frankfurt/Main 1971, S. 114ff. und 195ff. Später hat Habermas seinen Diskursbegriff leicht modifiziert und seinerseits begonnen, von „spezialisierten Diskursen“ zu sprechen, ohne jedoch die Priorität der Intersubjektivität gegenüber dem Diskurs aufzugeben (vgl. Der philosophische Diskurs der Moderne, Frankfurt/Main 1985, S. 390ff.)

8 Vgl. Burkhard Steinwachs, Evaluierung geisteswissenschaftlicher Forschung in der ehemaligen DDR. Ein Rückblick auf die Zukunft, in: *Grenzgänge*, 1, 1994, 2, S. 150-166 (mit weiterer Literatur).

9 Vgl. Peter Schöttler, Sozialgeschichte, „Erfahrungsansatz“ und Sprachanalyse, in: *KultuRRevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie*, Nr. 11, Februar 1986, S. 56-60; ders., Sozialgeschichtliches Paradigma und historische Diskursanalyse (wie Anm. 2); ders., Einleitung, in: Gareth Stedman Jones, *Klassen, Politik und Sprache. Für eine theorieorientierte Sozialgeschichte*, hg. v. Peter

Schöttler, Münster 1988, S. 9-41; ders., Mentalitäten, Ideologien, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der „dritten Ebene“, in: Alf Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/Main-New York, 1989, S. 85-136.

10 Siehe Anm. 7. Vgl. auch Jürgen Habermas, Erläuterungen zur Diskursethik, Frankfurt/Main 1991.

11 Michel Foucault, Interview mit J.J. Brochier (1969), in: ders., Dits et Ecrits, Bd. I, Paris 1994, S. 772. Vgl. dazu ders., Archäologie des Wissens, Frankfurt/Main 1973 (frz. 1969), S. 169 ff.; ders., Die Ordnung des Diskurses, München 1974 (frz. 1971).

12 Vgl. vorzüglich: Clemens Kammler, Michel Foucault. Eine kritische Analyse seines Werkes, Bonn 1986.

13 Für die empirische Umsetzung der Foucault'schen Diskurstheorie, die natürlich jeweils Revisionen und Adaptionen nach sich zieht, gibt es inzwischen zahllose Beispiele. In Frankreich ist v.a. auf die Arbeiten im Umkreis und im Anschluß an Michel Pécheux, Régine Robin und Dominique Maingueneau hinzuweisen, in Deutschland auf die Gruppe um die Zeitschrift „KultuRRevolution“. Auch in Quebec (Marc Angenot) und Brasilien (Emi Pulcinelli-Orlandi) gibt es regelrechte Schulen der historischen Diskursanalyse. Zur älteren Literatur vgl. Schöttler, Mentalitäten, Ideologien, Diskurse (wie Anm. 8), S. 102ff. An neueren Monographien seien genannt: Jacques Guilhaumou, Sprache und Politik in der Französischen Revolution, Frankfurt/Main 1989; Hans-Jürgen Lüsebrink, Rolf Reichardt, Die Bastille. Zur Symbolgeschichte von Herrschaft und Freiheit, Frankfurt/Main 1990 (sowie das von beiden Autoren hgg. Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680-1820, München 1985ff.); Barbara M. Kehm, Zwischen Abgrenzung und Integration. Der gewerkschaftliche Diskurs in der Bundesrepublik Deutschland, Opladen 1991; Rolf Parr, „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust“. Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks (1860-1918), München 1992. Als wichtigste diskursanalytische Foren siehe die Zeitschriften „Mots“ (seit 1980) und „KultuRRevolution“ (seit 1982). Im übrigen wurde diese Thematik vor einiger Zeit auch im Rahmen der Geschichtswerkstätten und der Alltagsgeschichte diskutiert; vgl. Thomas Lindenberger, Michael Wildt, Peter Schöttler (Hg.), Historie und Diskursanalyse, Hamburg 1988 (Reader zum 4. bundesweiten „Geschichtsfest“ in Hannover), sowie die Fallstudien in: WerkstattGeschichte, 3, 1994, Nr. 7 („Diskurs-Experimente“), dort bes. den Beitrag von Philipp Sarasin.

14 Dazu noch immer grundlegend: Jürgen Link, Über ein Modell synchroner Systeme von Kollektivsymbolen sowie seine Rolle bei der Diskurs-Konstitution, in: ders., Wulf Wülfing (Hg.), Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1984, S. 63-92.

15 Berliner Debatte INITIAL, 1995, 4/5, Themenheft „Die DDR denken“, hg. von Martin Sabrow u. Peter Th. Walther, bes. S. 51ff.

16 Kurz zuvor publizierte der gleiche Autorenkreis einen Band, in dem das Habermas'sche Konzept unangefochten dominierte: Martin Sabrow, Peter Th. Walther (Hg.), Historische Forschung und sozialistische Diktatur. Beiträge zur Geschichtswissenschaft der DDR, Leipzig 1995 („der nationale Diskurs um den zukünftigen Ort der vergangenen DDR“, S. 16; der Diskurs um die Geschichtswissenschaft in der DDR-Diktatur“, S. 18, „die DDR-Geschichtswissenschaft in den internationalen Wissenschaftsdiskurs einordnen“, S. 33; „am Geschichtsdiskurs gleichberechtigt teilnehmen“, S. 42 usw.).

17 Dafür zwei Beispiele: 1. Ursula A. Becher, Geschichtsinteresse und historischer Diskurs. Ein Beitrag zur französischen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1986. Obwohl sich die Autorin auf Foucault und Barthes beruft, orientiert sie sich de facto an Habermas, dessen Diskursbegriff jedoch nie zitiert wird; ihr „semiologischer“ Ansatz bleibt daher rein metaphorisch (vgl. meine Rez. in: Geschichtswerkstatt, Nr. 15, 1988, S. 87-88); 2. Rainer Land, Ralf Possekel, Namenlose Stimmen waren uns voraus. Politische Diskurse in der DDR, Bochum 1994. Auch diese Studie zweier ostdeutscher Historiker beruft sich programmatisch auf Foucault; Habermas wird wieder nicht erwähnt. Der zugrundegelegte Diskursbegriff („Kommunikationsprozesse zwischen bestimmten Individuen, in denen Narrationen tradiert und produziert werden“, S. 81) orientiert sich jedoch an einem sozialpsychologisch erweiterten kommunikationstheoretischen Modell. Deshalb sehen sich die Autoren auch mit der Frage konfrontiert, ob es in der DDR überhaupt einen „Diskurs“ gab, weil ja der „Diskurs der Staatspartei“ der „herrschende Diskurs“ war (S. 83). Der Habermas'sche Begriff wird also am Ende noch einmal zur Metapher für „Ideologie“ im DDR-marxistischen Sinne. Der folgende „Ausriß“ mag belegen, wie der modische Begriff eher zur Verschleierung und Banalisierung denn zur

Analyse beiträgt: „Der formale Unterschied zu Diskursen der westlichen Gesellschaften scheint u.E. darin zu bestehen, daß die Bindung der Diskursteilnehmer nicht über die Anerkennung vorausgesetzter Regeln des Diskurses erfolgt, sondern über die Anerkennung des Vorausgesetzteins nicht zur Disposition stehender Diskursinhalte. Diskurse im Umfeld der Staatspartei können daher immer als Legitimationsdiskurse der Parteiherrschaft gelesen werden, denn sie waren immun gegenüber jedem Zweifel an der Sonderstellung der Partei und dem Inhalt ihrer 'historischen Mission'. Gleichzeitig waren es aber auch Diskurse über Steuerungsprobleme und über die durch Gesellschaftslenkung zu verfolgenden gesellschaftlichen Zwecke“ (S.84).

18 Das ist natürlich nichts Neues. Man braucht nur an andere Zeitgeistwörter zu erinnern: Dialog, Rekonstruktion, Emblem usw., von Struktur, Ideologie oder neuerdings Mentalität (seit 1989?) ganz zu schweigen. Es wäre einmal interessant, die Verlagskataloge der letzten Jahrzehnte und die Feuilletonseiten der großen Zeitungen daraufhin lexikologisch auszuwerten. Man bekäme nicht nur eine hierarchisierbare Liste von Begriffen und ihren Äquivalenzen, sondern könnte auch untersuchen, wann und wie gelehrte Begriffe „verschlagwortet“ und damit intellektuell auf- und abgewertet („entkernt“) werden.

19 Richard Rorty (Hg.), The Linguistic Turn. Recent Essays in Philosophical Method, Chicago 1967.

20 Eine wichtige Rolle bei der „Transferierung“ des Begriffs aus der Philosophie in die Debatten der Historiker spielte der von Dominick LaCapra und Steven L. Kaplan hg. Aufsatzband: Modern European Intellectual History. Reappraisals & Perspectives, Ithaca/N.Y. 1982 (gekürzte dt. Übers. u.d.T.: Geschichte denken. Neubestimmung und Perspektiven moderner europäischer Geistesgeschichte, Frankfurt/Main 1988), der auf eine Tagung von 1980 zurückgeht. Spätestens mit dem programmatischen Review essay von John E. Toews: Intellectual History after the Linguistic Turn: The Autonomy of Meaning and the Irreducibility of Experience, in: American Historical Review, 92, 1987, S. 879-907, wurde die „linguistische Wende“ dann zum wissenschaftlichen Politikum.

21 Für einen Überblick über die verschiedenen und z.T. miteinander streitenden „Techniken“ der Diskursanalyse vgl. meine Skizze in: Mentalitäten, Ideologien, Diskurse (wie Anm. 8), S. 105ff. sowie Axel Drews, Ute Gerhard, Jürgen Link, Moderne Kollektivsymbolik. Eine diskurstheoretisch orientierte Einführung mit Auswahlbibliographie, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL), 1. Sonderheft, 1985, S. 256-375. Eine Einführung auf dem neuesten Stand der linguistischen Forschung bietet: Dominique Maingueneau, L'analyse du discours. Introduction aux lectures de l'archive, Paris 1991.

22 Als erste Historikerin hat Régine Robin diesen strategischen Unterschied herausgearbeitet und neue Wege einer „materialistischen Ideologien-Geschichte“ (wie man damals sagte) erundet: Histoire et Linguistique, Paris 1973. Vgl. auch ihre spätere Bilanz: Le roman mémoriel, Montreal 1989.

23 Jean Baudrillard, Oublier Foucault, München 1983. Auch zwischen Foucault, Derrida und Barthes gab es bekanntlich heftige Kontroversen, von Lévi-Strauss und Althusser ganz zu schweigen. Das all diesen Autoren angeheftete Etikett des „Strukturalismus“ oder „Poststrukturalismus“ hat daher nur beschränkte Bedeutung, jedenfalls keinerlei „genealogische“ Erklärungskraft.

24 Einen konstruktiven Beitrag in dieser Richtung hat Peter Jelavich vorgelegt: Poststrukturalismus und Sozialgeschichte - aus amerikanischer Perspektive, in: Geschichte und Gesellschaft (GG), 21, 1995, S. 259-289. Vgl. ferner den sehr nützlichen Reader von Christoph Conrad und Martina Kessel (Hg.): Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994, der jedoch dazu tendiert, alle neueren Theoriedebatten unter dem Signum der „Postmoderne“ zusammenzuführen. Weit weniger gelungen scheint mir dagegen der Versuch von Georg G. Iggers, den positiven Ertrag des „linguistic turn“ auf die banale Feststellung einer „wechselseitigen Beeinflussung“ zwischen Sprache und Gesellschaft zu reduzieren, gleichzeitig jedoch vor „seiner radikalen Form“ zu warnen, obwohl sie, wie Iggers sofort zugibt, von keinem ernstzunehmenden Historiker vertreten wird (Zur „Linguistischen Wende“ im Geschichtsdemokratie und in der Geschichtsschreibung, in: GG, 21, 1995, S. 557-570). Statt Pappkameraden aufzubauen, wäre es sinnvoller gewesen, z.B. die vielfältigen Diskussionen um das Buch von Gareth Stedman Jones (Languages of Class, Cambridge 1983; siehe dazu die in Anm. 8 zit. deutsche Ausgabe) zu rezipieren - von französischen, kanadischen und gar deutschen Beiträgen zur Diskursanalyse, die meist wie selbstverständlich ausgeklammert werden, ganz zu schweigen.

25 Lawrence Stone, The Revival of the Narrative. Reflections on New Old History, in: Past and Present (PP), Nr. 85, 1979, S. 3-24; dt. gekürzt in: Ulrich Raulff (Hg.), Vom Umschreiben der Ge-

schichte, Berlin 1986, S. 88-102. Kürzlich hat derselbe Autor, der seinerzeit die Abwendung vom sozialwissenschaftlichen Paradigma begrüßte, eine geradezu „hysterische Polemik“ (Jelavich) gegen den linguistic turn publiziert: *History and Post-Modernism*, in: *PP*, Nr. 131, 1991, S. 217-218; vgl. auch *PP*, Nr. 135, S. 189-194.

26 Wie wenig R. Barthes übrigens der von Iggers, Rüsen u.a. gezeichneten Karikatur entspricht, zeigt vor allem der 1960 zuerst in den *Annales* publizierte Aufsatz „Histoire et littérature: à propos de Racine“ (dt. in: ders., *Literatur oder Geschichte*, Frankfurt/Main 1969, S. 11-35). Auch sein vielgescholtener Versuch über den „discours de l'histoire“ (1967; dt. zuletzt in: Lindenberger/Wildt/Schöttler [wie Anm. 13], S. 65-74) endet ja keineswegs mit einem Todesurteil für die Historie (wie J. Rüsen glaubt: *Konfigurationen des Historismus*, Frankfurt/Main 1993, S. 122f.), sondern im Gegenteil mit der geradezu euphorischen Perspektive einer nicht mehr bloß narrativen Geschichtswissenschaft.

27 Vgl. bes. Robin, *Histoire et Linguistique* (wie Anm. 22); Roger Chartier, *Geistesgeschichte oder „histoire des mentalités?“*, in: LaCapra/Kaplan, *Geschichte denken* (wie Anm. 20, S. 11-44; ders., *Die unvollendete Vergangenheit*, Berlin 1989).

28 Vgl. Hayden White, *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen*, Stuttgart 1986 (engl. 1978); ders., *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jh. in Europa*, Frankfurt/Main 1991 (engl. 1973); Paul Veyne, *Geschichtsschreibung - und was sie nicht ist*, Frankfurt/Main 1990 (frz. 1971); Marcel Gauchet, *Changement de paradigme en sciences sociales?*, in: *Le Débat*, Nr. 50, 1988, S. 165-170 (dazu kritisch: Roger Chartier, *Die Welt als Repräsentation*, in: Matthias Middell, Steffen Sammler (Hg.), „Alles Gewordene hat Geschichte“. *Die Schule der „Annales“* in ihren Texten, Leipzig 1994, S. 320-347).

29 Vgl. z.B. die Arbeiten von Michel de Certeau (*Das Schreiben der Geschichte*, Frankfurt/Main 1991; frz. 1975) oder viele Beiträge aus der sog. „Mikro-Geschichte“. Vgl. dazu im Blick auf die Narrativik-Debatte: Jacques Revel: *Ressources narratives et connaissance historique*, in: *Enquête*, 1, 1995, 1, S. 43-70. Auch im deutschen Sprachraum wären natürlich manche Beispiele zu nennen.

30 Man vergleiche z.B. seinen bekannten Aufsatz über „Die quantitative Geschichte und die Konstruktion der historischen Tatsache“ von 1971 (dt. in: Claudia Honegger (Hg.), *Schrift und Materie der Geschichte*, Frankfurt/Main 1977, S. 86-107) mit seinem neuesten Buch: *Das Ende der Illusion*, München 1996 (frz. 1995).

31 Siehe dagegen Ginzburgs wiederholte Kritik am Relativismus von White, zuletzt: Carlo Ginzburg, *Just one Witness*, in: Saul Friedländer (Hg.), *Probing the Limits of Representation. Nazism and the „Final Solution“*, Cambridge/Mass. 1992, S. 82-96.

32 München 1974 (engl. 1967).

33 Vgl. u.a. Peter Weingart (Hg.), *Wissenschaftssoziologie*, 2 Bde., Frankfurt/Main 1972-1974; Robert K. Merton, *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen*, Frankfurt/Main 1985 (engl. 1973); Pierre Bourdieu, *Homo academicus*, Frankfurt/Main 1988 (frz. 1984). Interessante Hinweise zur internen Ökonomie einer „Geisteswissenschaft“ auch in: Peter J. Brenner (Hg.), *Geist, Geld und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft*, Frankfurt/Main 1993.

34 Vgl. Peter Schöttler, *Zur Geschichte der 'Annales'-Rezeption in Deutschland (West)*, in: Middell/Sammler (wie Anm. 28), S. 40-60.

35 Vgl. exemplarisch den oben zit. Aufsatz von Iggers (wie Anm. 24) sowie ders., *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1993, S. 87ff. Iggers vertritt eine gleichsam astrologische Konzeption der Historiographiegeschichte, wo hoch am Himmel Theoretikernamen hängen, die auf mysteriöse Weise (magnetisch?) die Praxis der Historiker „beeinflussen“. Noch leichter machen es sich allerdings jene, die bloß pauschal über „die postmoderne Geschichtstheorie“ spekulieren, ohne jemals zu versuchen, Philosophen-Texte und Historiker-Texte miteinander zu konfrontieren.

36 Siehe wiederum beispielhaft die „Konkurrenz“ (das Wort ist zu schwach) zwischen deutscher und französischer Geschichtsschreibung auch über 1945 hinaus. Dazu: Hartmut Kaelble, *Sozialgeschichte in Frankreich und der Bundesrepublik: Annales gegen historische Sozialwissenschaft?*, in: *GG*, 13, 1987, S. 77-93, und Schöttler, *Zur Geschichte der 'Annales'-Rezeption* (wie Anm. 34).

37 Vgl. z.B. Jürgen Kocka, *Perspektiven für die Sozialgeschichte der neunziger Jahre*, in: Winfried Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie*, Göttingen 1994, S. 38: „Vieles in diesen Debatten lohnt die Rezeption auch nicht, ist überspannt und führt in die Irre: z.B. die Verabsolutierung der Sprache als angeblich einzig untersuchungsfähiger Dimension historischer Wirklichkeit, so als ob es nicht um die Analyse des Wechselverhältnisses [aha! P.S.] von sprachlichen und nicht-

sprachlichen Wirklichkeitsmomenten ankäme [...]. Es ist gut, daß diese Postmodernismen hierzulande noch nicht richtig gelandet sind, jedenfalls noch kaum in den historischen Wissenschaften.“ Gerechterweise müßte man allerdings auch die darauffolgenden Sätze zitieren, wo einige „interessant[e], kritisch[e], anregend[e]“ Aspekte der amerikanischen Debatten aufgeführt werden.

38 Ebenso wie in den fünfziger Jahren Jacques Droz auf deutschen Historikertagen und in deutschen Fachzeitschriften nicht umhin konnte, als „französischer“ *Annales*-Kritiker die Vorurteile seiner Hörer bzw. Leser zu bestärken, kommt heute den Beiträgen u.a. von Georg Iggers die Funktion zu, mit der Autorität des Insiders die amerikanischen Kontroversen zu präsentieren und gleichzeitig abzuschirmen. Noch nicht einmal die breite und brisante Debatte in *Central European History* wurde auf diese Weise dem deutschen Publikum vermittelt: Michael Geyer, Konrad H. Jarausch (Hg.), *German Histories: Challenges in Theory, Practice, Technique*, in: *CEH*, 22, 1989, Nr. 3/4 (erschienen: 1991).

39 Hier genügt ein Blick ins Feuilleton der *FAZ*, wo traditionell die Anwälte einer historisierenden, narrativen Geschichtsschreibung dominieren.

40 Zur Frage nach dem „Nutzen“ der Historie und den Formen ihrer Präsentation vgl. u.a. Jürgen Kocka, *Geschichte und Aufklärung*, Göttingen 1989; Lüdtkke, *Alltagsgeschichte* (wie Anm. 9), sowie noch immer grundlegend: Lucien Febvre, *Combats pour l'histoire*, Paris 1953 (Auszüge u.d.T.: *Das Gewissen des Historikers*, Berlin 1988); Marc Bloch, *Apologie pour l'histoire ou Métier d'historien*, neu hg. v. Etienne Bloch, Paris 1993 (dt. Übers. einer unvollständigen Variante: Stuttgart 1974).

41 Dies scheint mir eines der Probleme der (Neu-)Bielefelder „Geschichtsdiskurse“ zu sein, die Theorie- und Methodendebatte trennen und nicht immer, aber häufig im luftleeren Raum diskutieren. Vgl. Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen, Ernst Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs*, bisher 2 Bde., Frankfurt/Main 1993/94.

42 Vgl. Jacques Rancière, *Histoire des mots, mots de l'histoire*, in: *Communications*, Nr. 58, 1994, S. 90f.

43 Vgl. programmatisch: Joan Scott, *Women's History*, in: Peter Burke (Hg.), *New Perspectives on Historical Writing*, Cambridge 1991, S. 42-66; Kathleen Canning, *Feminist History after the Linguistic Turn*, in: *Signs*, 19, 1994, S. 368-404.

44 Vgl. Joan Scott., *The Evidence of Experience*, in: *Critical Inquiry*, 17, 1991, S. 773-797.

45 Zur Kombination dieser drei Konzepte im Rahmen einer „Sozialgeschichte der dritten Ebene“ vgl. meinen in Anm. 9 zit. Aufsatz.